

4. IV. 1918

Richard Mandl.

„Des Kranken Ohr hört nicht auf Saitenklang,“ sagt ein Vers der Karfchin. Richard Mandl, der nach unwahrscheinlich langem Siechtum die Augen geschlossen, hat dieses Wort Tügen gestraft. Er hörte nicht bloß auf den Saitenklang seiner Phantasie, er formte bis an sein Ende, allem psychischen Drucke und physischer

Qual zu Troste, an neuen, technisch anspruchsvollen Werken. Wie rührend wirkte dieser hagere, fahle, wie ein Gespenst seiner selbst dahinschleichende Dulder, der sein Los mit unerschütterlicher Geduld und Ergebung trug! Wohl an fünfundsanzig Jahre drückte ihn die Krankheit nieder, wiederholt hatte er Operationen über sich ergehen zu lassen, immer wieder überfielen ihn die vernichtenden Schmerzen. Aber in den Galgenstricken zwischen den einzelnen Anfällen schnellten Schaffensdrang und Arbeitsfreude in ihm ununterdrückbar empor. . . .

Mandl war Schüler des Wiener Konservatoriums gewesen. Hier lernte ich ihn kennen, dessen Talent Franz Krenn, der gütige Lehrer, hochhielt. Seine Begabung bewegte sich damals in jener anmutig-melodischen Richtung, die Schuberts Vorbild der „Wiener Schule“ gegeben hatte, welche auch Einflüsse Mendelssohnscher und Schumannscher Romantik verarbeitet, um später aus Brahms'scher Art einen heilsamen, kräftigenden Einschlag zu holen. So schrieb Mandl damals auch eine Serie von Tänzen für Geige, Cello und Klavier, die unverkennbar nach dem Muster von Schuberts deutschen Tänzen gebildet waren. Dana zog es den jungen Musiker nach Paris, wo er bei Delibes studierte. Hier brachte er eine kleine Oper auf die Szene, deren Titel mir entfallen ist, ein Werk im grazios-elegantem Stil seines Lehrers und mit jener sauberen, gewählten Technik geformt, die für alle französische Produktion unerlässlich ist. Sein Name bekam guten Klang in der französischen Hauptstadt, er schien im Aufsteigen begriffen. Da überfiel ihn die unbarmherzige Krankheit. Lange hatte es den Anschein, als ob der Komponist, mittlerweile nach Wien zurückgekehrt, alle Hoffnungen hätte begraben müssen. Es war eine Ueberraschung, als Mandl mit einem Klavierquintett hervortrat, das sich als eine gründliche Umgestaltung eines Werkes der Jugend erwies. Noch überraschender Gepräge und Gehalt der Komposition. Es zeigte sich, daß das schwere Geschick, das den Menschen betreffen, den Künstler vertieft hatte. Er hatte an seiner Technik gearbeitet, die leichte Pariser Schreibweise verabschiedet, war aufmerksam den Bestrebungen der Moderne gefolgt. Seine Tonsprache war reicher geworden, in der Stimmigkeit, in der Harmonik gewachsen. Einen starken Erfolg bedeutete das nächste Werk, das gleich dem Quintett eine Umformung einer früheren Arbeit, einer Dramenmusik zu Armand Silvestres „Grifelibis“, war. Diese mehrsätige symphonische Dichtung für Orchester, Orgel, Mezzosopran und Frauenchor wies sicherste Beherrschung großer Formen und eines großen Klangapparats auf und verriet zweifellose Befruchtung durch Mahler in Satz- und instrumentalknischer Hinsicht, ja auch, wie in dem satanischen Scherzo, in Stimmung und Aufbau nicht das weiche, schmiegsame Wesen des Komponisten, der immer wieder zu Wohlklang und Anmut einlenkte und in der Klarheit seiner Sätze die französische Schulung erkennen ließ. Direkt auf französischer Erde war die reizvolle, provenzalische Liedweise gepflückt, die dem pastoralen zweiten Satz zugrunde liegt, einem der wohl lautendsten Musikstücke der neueren Vokal-komposition. Auf der Höhe des auch im Auslande bekräftigten Erfolges der „Grifelibis“ hielt sich jener der vielgespielten „Ouverture zu einem gasconischen Ritterspiel“. Auch hier bildete romantische Färbung die Stärke, erfreuten neben kunstreichster Arbeit plastische Grundgedanken, ausgeprägte rhythmische Richtlinien. Nur war eine gewisse Neigung zur Ueberladung an Stimmen fühlbar, die sich auch in einem weiteren Orchesterwerk orientalischen Charakters geltend machte, das aber der Komponist nach den Erfahrungen der Aufführung unverdrossen umgearbeitet hat. Durch die Konzertsäle ging auch der „Hymnus an die aufgehende Sonne“, ein melodisches, glanzvoll gesteigertes Orchesterstück. Die letzte Arbeit, die Suite „Biennensia“, hatten die Phil-

harmoniker für diese Saison versprochen und schließlich aus unbekanntem Gründen vorenthalten. Wenn doch Mandl die ersehnte Aufführung in den Philharmonischen Konzerten noch hätte erleben können! Hoffentlich bleibt sie uns das Orchester in seiner nächsten Saison nicht schuldig. In einer reichen Zahl feingestimmter, melodisch distinguiertem Lieder äußerte sich glücklich der lyrische Zug von Mandls Begabung.

Eine gütige, anerkennende, enthusiastische Natur, war und blieb Richard Mandl trotz aller Leiden von einem hoffnungsfreudigen Optimismus erfüllt. Er genoß insbesondere dankbar das Glück, in seiner Frau Kamilla Mandl-Barba, die, selbst eine treffliche Pianistin, sich durch ein großangelegtes, im Grundgedanken r. . . in Ausführung originelles, fruchtbares und instruktives Studienwerk der Klaviermusik einen Namen gemacht hat, eine liebevolle, aufopfernde Gefährtin und Pflegerin gefunden zu haben. Auch die künstlerischen Erfolge der letzten zehn Jahre seines Lebens gehörten zu den ihm gedönten Kompensationen. Oesterreichs Komponistenschar hat in Richard Mandl ein feingebildetes, lebenswürdiges Talent verloren, das sich in vorbildlicher Weise in strenger Selbstucht zu bedeutenden Leistungen erzogen hat. Und wer ihm näher getreten, wird außerdem das Hinscheiden eines guten, warmen und charaktervollen Menschen beklagen.

J. K.